

Klaus Servene

Mannheim, Germany

Dieses Buch wurde gefördert durch
das Kulturamt der Stadt Mannheim



STADTMANNHEIM²
Kulturamt

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2010
Achter Verlag, Acht
www.achter-verlag.de
ISBN 978-3-9812372-45
Lektorat: Verena Beau, Wiesbaden
Satz: Hofmeister Stauder. Büchermacher, Berlin
Druck: DZA Druckerei zu Altenburg GmbH, Altenburg

Inhalt

Unter Asche	7	Mannheim, Germany	97
9 Uhr 9, Grenadierstraße	17	Vito Castiglione	103
Ein Haus in Bulgarien	33	Hermes Berg	109
Unikum	53	Zum Seligmacher	115
Um Haaresbreite	61	Elder Men Happy Loft	119
Die Glückshaube	67	Clignets Enkel	123
Was ich weiß	73	Superwahljahr	131
Blaulichtszene	81	Athos Onassis	139
Der Esel von Arbanassi	85	Szenischer Anhang:	
Algarve	89	Styx – oder: Die Krise ist machbar!	147

Unter Asche

Meine letzte Arbeit war das Telefonieren. Als Telefonistin bist du so gut wie inkognito, erst recht, wenn du eine tiefe, fast männliche Stimme hast. Als ich an meinem letzten Arbeitstag neben dem Telefon saß und auf Arbeit wartete, nahm ich die Kladde sowie einen Kugelschreiber zur Hand und begann – zaghaft und fröstelnd – zu schreiben.

Wenn ich jetzt die ersten Seiten meines Tagebuchs lese, so kommt kein richtiges Vergnügen auf. Was, wenn jemand in meine Wohnung einbricht und liest, was ich geschrieben habe? Auch stört mich, dass ich meine Gedanken nur sehr zögerlich zu Papier bringe, so als fürchteten sie das Licht der Welt; gleichzeitig rauschen Gesichter, Gestalten, Sätze, Geräusche und Farben in einer erschreckenden Verworrenheit durch meinen Kopf. Alles will zutreffend bezeichnet sein, aber ich fürchte stets, dass meine gering entwickelten Fähigkeiten bei weitem nicht ausreichen, um die vielen verborgenen Leben, die ich im Laufe meines Daseins gestreift habe, angemessen zu beschreiben.

Seit Jahren nun lebe ich in diesem Haus, in dem es nicht üblich ist, seinen Namen neben der Türklingel preiszugeben. Schon beim Einzug war die elektrische Klingel kaputt, bot die Batterie der Briefkästen im Parterre den Anblick einer Niederlage auf dem Schlachtfeld der Kommunikation; ein rostiger Haufen namenloser und demolierter Blechschrankchen, die zumeist ohne Tür waren und angefüllt mit Resten wie Bananenschalen und halbleeren Yoghurtbechern, alles mit Schimmelflecken übersät. Der Kohleofen

in meinem Zimmer hat schon lange keine Briketts mehr gesehen, ich wärme mich mit Musik und Wolldecken, mein Handy habe ich verschenkt.

Es geht mir nicht gut, aber es geht mir auch nicht schlecht. Es geht mir so, wie ich es will, besonders wenn ich »Tool« höre; obwohl ich schon älter bin, natürlich über Kopfhörer, bloß nicht auffallen. Auffallen – gesehen, gehört, gerochen oder anderweitig entdeckt zu werden –, wenn ich davor nicht das panische Entsetzen hätte ... Wenn ich heute jung wäre, sagen wir mal so um die 25, leer wie ein ungeschriebenes Buch, ja dann, dann würde ich vielleicht eine passable Schlagzeugerin werden wollen, natürlich nicht so toll wie Danny Carey, aber ganz passabel.

Über dem kalten Kohleofen habe ich ein selbst ausgedrucktes Farbfoto von Danny hängen (»Ich weiß, die Teile passen, weil ich sie auseinanderfallen sah«, haben sie getextet, sinngemäß aus dem Englischen übersetzt). Danny mitten in seiner Batterie aus Bass-trommeln, Snares, Becken, Toms und Hi Hats, Mikrofone überall, langes Haar, aber eben stumm wie ein Foto nur sein kann, mehr versteckend als offenbarend. Daneben ein Druck von Davood Roostaei; ich trage auch ein T-Shirt mit seinem Logo. Danny trägt seine Haare blond und lang wie Jesus Christus auf den Heiligenbildchen, aber ich habe sie ganz kurz rasiert und verberge meinen Kopf und das T-Shirt unter meiner unauffälligen dunkelfarbenen Kapuzenjacke, sobald ich meine Wohnung verlassen muss. In einer Ecke hängt noch ein kitschiges Bild, das Maria zeigt, die Mutter Jesu. Ich spreche zu diesen Bildern sehr oft und klopfe Punkrhythmen mit zehn Fingern auf meine Stirn, auf meine Brust, auf den Tisch. Durch das Trommeln verfärben sich meine frostblauen Hände kaum, auch die Nagelbettentzündungen werden nicht besser, aber durch das Trommeln und die Musik wird mir wärmer. Was meine Nachbarn

machen, nehme ich selten zur Kenntnis. Zum Schauen und Hören begeben sich mich lieber in das Gewimmel der Stadt, nirgendwo kann man weniger auffallen als im Gewimmel der Stadt. Es sei denn, man übertreibt es mit dem Verbergen und trägt zum Beispiel eine Burka.

Dieser Tage sehe ich wieder häufig den Kaplan. Im Traum, im Wachtraum und beim Musikhören. Auch beim Schreiben. Seine schlanken, übergriffigen Hände mit den langen, gut durchbluteten Fingern. Den vom Schweiß leicht angegilbten Priesterkragen, den übertrieben kräftigen Kehlkopf, der auf und ab hüpfte, wenn er spricht, wenn er lacht, wenn er die lateinische Messe liest. Das Geschlecht des Kaplans sehe ich und rieche es noch, die Liege kommt mir in den Sinn und sein Keuchen und Hüsteln und sein strenger Blick, und der Beichtstuhl, die Kanzel und die Monstranz. »Ego te absolvo.« Ich spreche dich frei. »Mea maxima culpa.« Meine übergroße Schuld. Ob er immer noch die Beichte abnimmt, sich erdreistet, sich reibt und weidet an den harmlosen Geheimnissen seiner blutjungen Schäfchen?

Ich lese in der Zeitung, dass viele aufgefliegen sind. Die sanften und die prügelnden Kindespeiniger. Er war eine sanfte Bestie, und ihn entdeckte ich nirgends. Ich verstehe, dass sich jetzt viele Opfer melden. Ich spreche zu meinen Bildern, zu Danny und Davood, zu Maria, deren Lächeln ihre Härte nicht zeigt. Die wahre Güte ist hart, weil sie in ihrer Größe fast nicht zumutbar ist für einen völlig unzulänglichen Menschen wie mich. Sie ist in der Tat auch vollkommen kryptisch, die Güte; und sie versteckt sich, so wie ich das seit langen Jahren tue und wahrscheinlich weiterhin tun werde. Soll der Kaplan das doch mit Maria ausmachen, sie wird ihn geißeln wollen, die Domina gloriosa! Ich lege meine Hände an den Mund und wärme die blauen Finger mit meinem Atem. Wenn an den

Kapuzinerplanken die Kastanien blühen, vielleicht erst wenn die Stachelfrüchte da sind, wenn also Gras über die Sache gewachsen ist, so denke ich heute, dann werde ich, statt Tagebuch zu schreiben, wieder telefonieren gehen.

Gestern strahlte der Himmel blau und hell. Von der Asche des Islandvulkans war nichts zu sehen. Mit mir stieg ein Mann aus dem Bus, der einen vierrädrigen Rollator mit sich führte. Am Rollator hatte der alte Mann eine lange Stange und an der Stange eine große Deutschlandfahne befestigt. Sie hing schlaff herunter, denn es wehte kein Wind, und der Alte legte ein Schnecken tempo vor, das völlig ungeeignet war, eine Flagge zum Wehen zu bringen. Der Mann war offensichtlich ein Türke, sein Schnurrbart grau, seine Hände, rissig und schwer, umklammerten den Griff des Rollators, wobei aus der einen Hand ein paar gelbliche Perlen seiner Gebetsschnur heraus-schauten. Seine Kleidung war zu groß, es sah so aus, als versinke er in seiner Hose und in seinem Jackett. Sein Gesicht sprach Bände, die man nicht übersetzen muss. Es war gezeichnet vom Leben und halb gelähmt von einem Schlaganfall. So ging der Mann auch nicht sicher, sondern vorsichtig und sehr wacklig. Dennoch, er musste ein Ziel haben, erreichte es aber nur im Schnecken tempo. Vielleicht träumte er davon, so schnell laufen zu können wie früher; so schnell, dass seine Fahne weht, obwohl es windstill ist. Vielleicht hatte er sich um vier Jahre verspätet, wollte in das Fußballmärchenjahr zurück, als es in den vielen türkischen Lokalen und Geschäften massenweise türkische und deutsche Nationalfähnchen zu sehen gab. Auch wer zu spät kommt, ist ja immer noch am Leben!

Damals schien vieles, was heute das Leben vergiftet, für eine Zeit vergessen. Damals konnte ich wie auf Wolken durch die Menschen-mengen gleiten, ohne aufzufallen. Und damals fiel mir zum ersten

Mal Max auf, weil er so teilnahmslos vor einer Leinwand saß, auf der gerade Zinédine Zidane seinen Kopf in den Leib von Marco Mater-azzi gerammt hatte.

Die Nachrichten bringen, dass weiterhin Flugverbot besteht. Die Aschewolke legt in halb Europa den Flugverkehr lahm. Auf Mallorca hängen die Touristen fest. Die in Afghanistan verwundeten Bundes-wehrsoldaten werden in einem Krankenhaus in Istanbul versorgt. Nach Deutschland zurück können sie noch nicht. Unter der Asche verlangsamt sich das Leben. Ich freue mich auf Max, den ich gleich treffen werde. Er will mit mir aufs Land fahren, wo ich seine Groß-tante treffen soll. Luise. Sonst lebt ja niemand mehr von seiner Familie. Von der meinen bin ich schon Jahre isoliert. Seine Groß-tante ist der erste Mensch seit langer Zeit, mit dem ich – außer natürlich mit Max – nun sehr bald sprechen werde.

Unter den Glücksmomenten in ihrem Leben könne sie den glück-lichsten nicht benennen. Zusammengenommen aber seien es sicher mehrere Lebensjahre. Hätte sie auch nur je eine Geschichte der besten Augenblicke eines jeden Jahres aufgeschrieben, so besäße sie nunmehr fast hundert Geschichten, ein ganzes Buch voller Glück!

»Man sammelt das Glück nicht«, sagte sie, »man sammelt alles Mögliche, außer den fast unbeschreiblichen drei Sekunden, in denen die Seele singt. Man wird ja auch zu überschwänglich, zu sentimental beim Beschreiben von Glück. Die Leute lächeln verschämt, wenn sie Beschreibungen vom Glück anderer Personen lesen oder hören. Sie haben sofort Einwände parat, Relativierungen, aus Missgunst oder Unglauben. Hätte ich mein Glück mit klaren und einfachen Worten ausdrücken können«, sagte sie, »dann hätte ich vielleicht diese Ge-schichten geschrieben, für die Menschen, die nicht relativieren beim Lesen und beim Leben.« Und die gebe es ja, seit sie denken

könne und sicher auch noch in ferner Zukunft. Sie selbst habe diese Menschen hier in dieser Gegend kennen und wertschätzen gelernt. Vor mehr als neunzig Jahren schon, da sei sie hierhergekommen, anderthalb Stunden nach dem Ersten Weltkrieg.

Sie lachte leise.

Während des Zweiten habe sie hier Wurzeln geschlagen. In der Ferne seien die Städte in der Rheinebene bombardiert worden. Dort wo man die Türme des Kernkraftwerks heute so deutlich und klar erkenne, wo jetzt der violette Schein des Himmels die Linie des Horizonts einfärbe, dort, weit draußen, sei der Feuerschein der brennenden Städte am Himmel gestanden. »Es war ein großes Glück, als die Kriege endlich vorbei waren, als sie, anstatt das Leben zu verwüsten, in die Bücher und die Museen einzogen und dort eine neue Ordnung schufen, Weltkrieg 1 und Weltkrieg 2.«

Sie sagte, solange sie denken könne, habe sie gedacht, dass es keinen glücklicheren Menschen als sie selbst geben würde. Sie habe diese Gegend nicht mehr verlassen müssen, auch nicht für kurze Reisen, und genau das empfinde sie als großes Glück. Ein Glück, das sie zu einem großen Teil der Beschaffenheit dieser Gegend zuschrieb. »Sanft, wenn auch nicht zu sanft, erheben sich hier die Hügel. Die Häuser der Dörfer, die sich an diese sanften Hügel schmiegen wie gutartige Tumore, werden von Menschen bewohnt, die mir das Leben nicht schwer gemacht haben, so wie sie sich selbst das Leben nicht zu schwer machen.«

Ihre Arbeit sei sinnvoll gewesen. Die Patienten im großen Klinikum, wo sie viele Jahre als Ärztin gearbeitet habe, hätten ihr jede Zuwendung gedankt. Und jeder Dank habe sie mit Glücksgefühlen erfüllt. Auch der Dank einer etwa gleichaltrigen Frau, die von Beruf Friseurin gewesen sei.

»Sie arbeitete noch in ihrem eigenen Salon, nachdem ihr durch die Chemotherapie alle Haare ausgefallen waren. Auch als sie kaum

noch stehen konnte, mit all den Platten an der Wirbelsäule, da frisierte sie die Kundschaft noch, während sie ihre eigene Haarlosigkeit unter einem modischen Tuch versteckt hielt.« Der Tod dieser Friseurin habe sie tief getroffen, nicht zum ersten Mal sei sie in ihrem Glück wankend geworden. Das Glück schien ihr damals ungerecht zu sein, launisch. Doch andererseits, als unglückliche Ärztin, hätte sie der Friseurin ja keinen Halt bieten können.

So habe sie ihre Zeiten des Unglücklichseins auf ein Minimum beschränkt, auch wenn es in ihrem Leben sogar ganze Jahre gegeben habe, die vom Unglück maliziös befallen gewesen seien, so wie ihre Lungen jetzt vom Krebs. Sie sei dem Tod oft nahe genug gewesen, um einen tiefen Eindruck von Unsterblichkeit und dem wahren Leben empfangen zu dürfen, sagte sie. In Zeiten tiefster Verzweiflung keime auch die Hoffnung, in der dunkelsten Gemütsverfassung sei sie ein Licht gewesen, das sie dem Leben zurückgegeben habe. »Ich glaube an die Macht der Wahrheit«, sagte sie. »Ich glaube an die Freiheit des Menschen; sie wird verwirklicht werden. Ich glaube an den Sinn der Evolution, an den Sinn des Lebens, wenn ich auch nicht weiß, ab welchem Zeitpunkt die Angst existiert, die Angst vorm Gefressenwerden. Ich trete überall und unter allen Umständen für die Würde des Menschen und aller Kreatur ein, erst recht, wenn ich noch mal leben sollte. Die Welt wächst zusammen«, sagte sie. »Der Hass verfliegt. Die Liebe zieht in die Herzen aller. Nie wurde Rücksichtnahme so durchdacht geübt.«

Sie lächelte.

Ich solle sie ruhig öfter besuchen. Es erleichtere ihr Gemüt, sie wisse ja nicht genau, ob es einen Himmel gebe, dort oben, oder ob sie wiedergeboren werde. Sie wäre doch sehr enttäuscht, wenn es gar nichts mehr gäbe, nach dem irdischen Tod, nicht so sehr ihrer selbst wegen, sondern weil sich dann so viele Menschen geirrt hätten, quer durch alle Religionen. Selbst Buddhas Pfade wären dann rein über-

flüssig. Immerhin fände sie das vielleicht mögliche Nichts besser als eine Hölle, die sie für unwahrscheinlich halte. »Eigentlich ist das Leben zu wertvoll, um es nur einmal zu leben; es ist auch zu schade, um sich darüber zu streiten, was nach dem Tod geschieht; aber gegen die Ungewissheit und die Angst schadet ein leichtes Gemüt ja in keinem Fall.« So sagte sie und lachte leise, und ich musste aufpassen, dass ich nicht allzu laut schluckte.

Von der Anhöhe gegenüber grüßte das Slevogt-Haus, eine weiße Verheißung, die eingetaucht war in den blassroten Schein der untergehenden Sonne. Ich verabschiedete mich von Luise und machte mich auf, wieder Max zu treffen, der zufälligerweise Slevogts Vornamen trägt. Wir waren mit seinem Auto gekommen, das speziell für ihn umgebaut worden war. Mit dem Handbike hatte er schon eine lange Strecke durch die Weinberge zurückgelegt und wartete nun in einem Café. Max ist durch einen Sportunfall seit langem gelähmt, aber er hat sich eine große Beweglichkeit erhalten, nicht nur geistig. So fährt er im Rollstuhl, als sei er darin geboren worden. Ich habe es Max zu verdanken, dass ich manchmal aus der Stadt rauskomme. »Was macht Luise?«, begrüßte er mich, und ich berichtete ihm aus dem Hospiz.

Die Kastanien blühen immer noch nicht. Erst Wochen nach Ostern kam dieses Jahr der Frühling. Der Winter hat sich wacker geschlagen, zum Leid aller Wesen, die Wärme brauchen.

Ich verdanke es Luise und Max, dass ich gestern wieder eine Kirche besuchte. Wenn dort Leute gewesen wären, hätte ich auf dem Absatz wieder kehrtgemacht. Ich hatte Glück, die Kirche war leer. Ich setzte mich auf eine Bank und ließ meine Gedanken verreisen. Falls es Gott wirklich gibt, so meine ich, dann sind ihm leere Kirchen am liebsten. Volle Kirchen sind ihm bestimmt auch angenehm, aber

leere sind ihm am liebsten, weil er sich dann besser auf das Elend in der Welt konzentrieren kann und nicht abgelenkt wird von den Lobgesängen. Wenn es Gott wirklich gibt, was denkt er über seine irdischen Beamten? Sind ihm solche Menschen wie Luise nicht näher? Und wie Max?

Ich rechne es ihm hoch an: Wann und so lange wir wollen, reden wir über Gott und die Welt, über die Leiden der anderen Opfer und über die Bestrafung der Kindespeiniger, hören »Tool«, trommeln mit unseren Fingern, und ich vergesse, während wir zusammen sind, dass meine ja so blau sind und so empfindlich. Ich habe es Max zu verdanken, dass ich beschlossen habe, wieder arbeiten zu gehen. Eigentlich wollte ich damit noch lange warten. Ich werde auch den Kaplan aufsuchen. Er ist sehr alt, nicht mehr als Geistlicher aktiv. Aber er lebt noch, und Max hat herausgefunden, wo. Ich werde ihm in sein Gesicht schauen. Vielleicht werde ich ihn auch anzeigen, es kommt darauf an, wie sich die Situation entwickelt.

9 Uhr 9, Grenadierstraße

Es ist frühmorgens, als ich beim gähnenden Zerberus meine Fahrscheine für die Straßenbahn abhole. Er ist ein guter Mensch, auch wenn ich ihn Zerberus nenne, denn er hat sie mir besorgt, obwohl das nicht gestattet ist. Er sitzt hinter Glas am Empfang, ein großer und bulliger Mann, der selbst im Liegen Ehrfurcht erwecken würde.

Die staubigen Fenster der großen Kantine fangen das erste Morgenlicht ein und lassen es zerbröseln auf die müden Gesichter der anderen Patienten fallen. An den Körpern der Pflegerinnen, die ich Schlachtkälbchen nenne, kleben noch die Gerüche der vergangenen Nacht. An ihren frischen Kitteln lese ich, dass der Tag angebrochen ist und vielleicht verheißungsvoll verlaufen wird. Die Augen der Schlachtkälbchen sind aus verschiedenen Farben gemacht. In ihnen spiegeln sich noch ihre Träume; sie sind mir so vertraut, meine Kälbchen!

Wie lange schon lebe ich hier? In einem Dorf auf dem Land, so gerade noch im Speckgürtel der Stadt, auf einem Anwesen, das sich »Einrichtung« nennt? Und dennoch, trotz aller Selbstzweifel und Fragen muss ich nun los, gleich nach dem Frühstück im Saal; ich fahre einmal im Monat mit meinen beiden Lieblingsschwestern fast bis ins Zentrum der Stadt – zu Kumpfmüller, und heute ist dieses eine Mal.

Die Straßenbahn muss jeden Moment kommen, die Leute blicken schon nervös auf ihre Armbanduhren. Die Welt ist voller Uhren, überall sieht man sie, und doch scheint mir, ist das den meisten

Menschen nicht genug. Sie müssen sich auch noch Armbänder anlegen, damit sie sich ihrer Zeit gewiss sind. Was mich betrifft, so brauche ich kein Armband, das mich an die Zeit fesselt. Wenn du ernstlich krank bist, zeigt dir die Zeit ihre Zähne, ihren Puls und ihren Nerv, auch wenn du keine Armanduhr trägst. Und ich bin ernstlich erkrankt – an der Zeit oder mit ihr, ich weiß nicht, und noch weiß ich auch nicht, wie lange mein Leben noch andauern wird. Monate, Tage?

Die Gewissheit überkam mich blitzartig vor drei Wochen, wie eine Erleuchtung, und mir schien, dass sich die Welt zurückzöge vor diesem Hiobsblitz, weit zurück in ein entferntes Leben, bis in das Kindesalter – und noch weiter. Zum ersten Mal fühlte ich den Akt meiner eigenen Zeugung, um mich herum explodierte das All, aber ich war mit einem warmen Gefühl von Ruhe das stille Auge der Explosion. Dann vollzog sich meine Geburt, und die warme Nähe meiner Mutter empfing mich an meinem ersten Tag. Sie tat mir gut, diese Nähe, doch ich kann nicht schildern, auf welche erschreckende und plötzliche Weise sich die Nähe meiner Mutter veränderte. Denn aus ihrem warmen Körper wurde in Sekundenbruchteilen – ein Skelett.

Die Straßenbahn muss jeden Augenblick kommen. Das Auto mit den Schlachtkälbchen ist weg. Ich habe mich durchgesetzt, bin ausgestiegen und warte auf die 4. Die 4 fährt auf Schienen, darum hat sie eine eigene Trasse, die sie sich mit anderen trojanischen Pferden teilt. Es gibt kleine Bahnhöfe mit zwei Gleisen und zwei Bahnsteigen, die man hier Haltestellen nennt. Bei uns zu Hause hat der Bahnhof nur ein Gleis und einen Bahnsteig. Alles ist schön grün bei uns zu Hause, aber der Bahnhof ist besonders grün bewachsen, seit er stillgelegt wurde. Bei den Barracks liegt der Bahnhof mit dem anzüglichen Namen »Grenadierstraße«. Die Barracks sollen nie still gelegt

worden sein. Es sind sehr schöne, weitläufige Kasernenanlagen aus Backsteinbauten. Eigentlich sind es keine Backsteine, sie wirken nur so, auf den ersten Blick. Es sind Steine wie beim Wasserturm mitten in der Stadt, nur rötliche statt gelbe. Es gibt Bäume, in denen die Barracks-Vögel nisten. Sie bekommen häufigen Besuch von Papageien. Bei uns zu Hause gibt es keine freien Papageien. Stadtluft befreit. Ich will nicht im Auto durch die Freiheit.

Die Barracks selbst bekommen nicht oft Besuch. Immer wenn ich hier bin, sehen sie menschenleer aus. Das gesamte Areal ist hoch umzäunt – Vorsicht, Schusswaffengebrauch. Die Barracks strahlen eine abweisende Würde aus, als seien sie aus Kupfer, kaiserlich.

Die Frau ein paar Schritte neben mir hält eine Pappschachtel in ihrer rechten Hand. Ihre linke hat sie ans Herz gelegt, ihre rechte mit der Schachtel schwebt vor ihr, in Höhe ihrer Augen; als müsse sie die Schachtel ständig beobachten, als trage sie etwas sehr Zerbrechliches und Wertvolles. Die Schachtel ist bunt bedruckt, ich sehe Pflanzenmotive, ich glaube, Pflanzenmotive zu sehen, und dann zeigt die Schachtel das Bild eines Hamsters. Dessen bin ich mir sicher, ja, ein Hamster, aber wie ein Hamster aussieht, wie er liegt, sitzt oder steht – können Hamster überhaupt sitzen? Laufen sie nicht lieber sinnlos im Rad? –, daran kann ich mich beim besten Willen nicht mehr erinnern. Jedenfalls ist anzunehmen, dass sich ein Hamster in der Schachtel befindet. Also nehme ich es an. Ich hatte noch nie einen Hamster, und ich war sehr jung, als ich meine beiden Haustiere in die Freiheit entließ, erst ihn und dann sie, danach hatte ich kein Haustier mehr. Auch von den Kanarienvögeln blieb nichts in meiner Erinnerung, außer dass ich weiß: ich besaß mal zwei Kanarienvögel, deren Namen ich noch erinnere: Nschot-schi, nach der Schwester Winnetous, was »Schöner Tag« bedeutet, und Sputnik.

Meine erste Armbanduhr hatte ich zur heiligen Kommunion geschenkt bekommen, mit neun. Doch die Uhren der Wahrnehmung tickten schon damals nicht an meinem Arm, sondern in meinem Herzen. In diesem Punkt bin ich älter geworden, aber nicht anders. Am Altrhein Fische fangen, Geheimnisse vergraben und glitschige Steine versetzen, sich verstecken hinter uralten Eichen, sich finden unter Tabakpflanzen, die in hohen dunkelbraunen Holzscheunen zum Trocknen hängen, einen heftigen Zigarrengeruch ausströmend, der duftete wie das Rumaroma aus den kleinen Glasfläschchen, die Mutter gebrauchte, wenn sie zu Weihnachten Zimtsterne buk.

– Berauscht vom Rumaroma und vom Tabakrauch verlassen wir den Heimatplaneten binnen weniger Momente. Wir besteigen unsere Raumschiffe, schnell ist die labyrinthische Landschaft mit Fluss im Bodennebel verschwunden, wir umkreisen die Erwachsenenwelt von weit oben; ihre bedrückenden Eigenschaften lösen sich im Nichts auf. Zurück auf der Erde sind wir die außerirdischen Sieger; wir springen von einem glitschigen Stein zum nächsten, fangen mit bloßen Händen Aale und Rotaugen, vergraben einen Rheinschatz, durchschwimmen stille Gewässer, auf deren Oberfläche sich Libellen und Mücken jagen. Wir beobachten die Schiffe, lauschen dem Getucker ihrer Motoren und riechen das Gemisch aus Dieselöl, Flusswasser und Fernweh. Dann machen wir uns auf. Der stille Rhein wird zu einem reißenden Fluss, ein Kinderspiel, ihn zu queren –

Manchmal stoße ich beim Kramen auf meine erste Armbanduhr. Ich habe mich nie getraut, sie wegzuerwerfen. Sie ist unmodern, kaputt, ein Überbleibsel aus einer nicht stehen gebliebenen Zeit. Es kommt mir manchmal vor, als sei ich nicht aufgewachsen mit dieser Zeit und durch sie hindurch, sondern in ihr konserviert worden; in einem weißen Schweigen voller Erinnerungslöcher, durch die mein Leben tropft.

Aus den Barracks schlendert eine junge schwarze GI-Gazelle. Ihre Stiefel sehen schwer aus, aber sie geht leichtfüßig. So gehen bei uns nur die Schwestern vor der Messe. Junge Pflegerinnen mit Blicken wie Schlachtkälbchen. Sie wiegen die Hüften und warten auf das Lamm. Das Lamm wird nicht kommen. Die Gazelle ist schon da, auf zwei munteren Beinen, im Kampfanzug, fein gemacht für den Sieg. Ein schön geschnittenes Gesicht, und sie raucht. Das Käppi lässt Raum für einen geschniegelten Dutt. Sie geht zum Bahnsteig gegenüber, spuckt runter auf das Gleis. Die Figur unter der Uniform kann nur ein Traum sein – karateerprobt. Schon als Kleinkind trug ich auch eine Uniform. Ich war schon ein Cowboy, als ich gerade erst laufen gelernt hatte. Amerikanische Besatzungszone. Was glaubst denn du?

Das Haus gegenüber zur Hälfte zerstört. Am Trümmerberg ein halber großer Balkon. Ein Mann wässert dort Blumentöpfe. Brechbohnen. Weg vom Hunger. Schuricke singt. Noch nicht die Capri-Fischer. Weg vom Krieg. »Mein Arm ist nicht mehr da«, sagt Vater, »und schmerzt dennoch.« Mein Magen macht Geräusche.

Ein hinkender Hund kommt die Straße entlang, die keine Straße ist. Jetzt pinkelt er an einen Holzrahmen, der kein Fenster mehr ist und wie ein Hindernis auf der Straße liegt. Kriegsmüll. Ich sehe, wie meine Mutter sich nähert, so langsam, so müde – unsere Wohnung besteht aus zwanzig Quadratmetern Provisorium. »Was menschenmöglich ist, wurde getan«, sagt der Doktor zu Mutter. Das Krankenhaus, von den Bomben verschont. Zum Vater sagt er: »Jetzt müssen Sie das andere fertigbringen. Das Laufen.« So lang, so starr, die Beine meines Vaters. Ich kann sie nicht anblicken. Dann der Tag, an dem sie Maß nehmen bei meinem Vater. Dann der Tag, an dem sie ihn aufrichten. Drei Minuten kann er am Bettrand sitzen und die Füße auf den Boden stellen. Drei Minuten. Es ist so ein seltsames Gefühl, wenn die Tränen das Gesicht und die Hand benetzen. Jeden

Tag muss Vater sich nun aufsetzen, jedes Mal zwei Minuten länger. Diese misstrauische Erwartung jedes Mal: Werde ich es schaffen? Dann der erste Gehversuch im Laufmaxe. Der Wärter schiebt den Laufmaxe ans Bett. »Jetzt wollen wir mal sehen!«, ruft der Doktor. Er und die Schwester stellen den Vater auf die Beine. Der Wärter richtet die Schulterstützen auf seine Größe ein. Jetzt lassen sie ihn los. Vater steht. Vater steht, nur noch vom Laufmaxe gestützt, fast ganz allein. Sein Mund ist trocken, der Arzt zeigt, wie die Laufbewegungen zu machen sind. Die Schwester ist rot im Gesicht und der Wärter müde. Langsam bewegt Vater den einen Fuß. Zögernd setzt er ihn vor den anderen, den er jetzt bewegen muss. »Ich muss, ich muss, ich muss wieder laufen«, sagt Vater. An den Scheiben summen die Fliegen. Wieder und wieder wollen sie hindurch. Sie können nicht durch die Scheiben, das Glas ist für sie unzerbrechlich. Aber ich, denkt Vater, ich muss den Körper zwingen. Kleine Schweißperlen treten auf seine Stirn. »Heute einmal um das Bett, morgen zweimal«, sagt der Doktor. Vaters Herz hämmert. Mit der Faust umklammert er die Stütze, die andere klemmt er mit dem Armstumpf ein. Als er wieder im Bett liegt, lockert sich sein Körper und wird wie im Fieber geschüttelt. Ganz allmählich löst sich die Spannung. »Ich werde wieder laufen können!«, sagt Vater leise und lächelt gequält. Im schwitzenden Glas der Fenster brechen sich die letzten Strahlen der Abendsonne. Vater hat die Erde wieder berührt. Er jubelt. Aber er jubelt ganz still. Alles wird er sich zurückholen, alles. Schritt um Schritt. Er klingelt nach der Schwester und bittet sie, das Fenster zu öffnen. Er atmet die frische Luft. Die Brust hebt und senkt sich. Jeden Tag einen Schritt mehr, denkt er. Hoffen und Glauben – das Leben. Meine Mutter kommt. Sie kocht Wasser ab und macht uns amerikanischen Pulverkaffee. Wir sitzen und hören Radio. Hoffen und Glauben – das Leben – Vater ist gestorben.

Vor einer Woche?

Sie sind die Sieger, und als Sieger fühle ich mich von ihnen angezogen. Sie oben, mit dem feinen Gesicht und im Kampfanzug! Würde sie mir beim Sex in den Mund spucken? Sie schaut rüber und lächelt. Die können Gedanken lesen, auch wenn sie noch weiter entfernt sind als die paar Schritte. Man weiß das und denkt trotzdem. Das Namensschild kann man nicht lesen, zu weit weg von mir. England hieß die Weiße. Die 5R hält gegenüber, ein trojanisches Pferd wie alle diese Busse und Bahnen. Kommt harmlos heran und spuckt die unterschiedlichsten Arschlöcher aus. Miss Bronx steigt ein und fährt in die andere Richtung. Diese GIs fahren immer in die andere Richtung, der meinen entgegengesetzt. Haben sie nicht auch im Barockschloss gefoltert? Gleich nach der Befreiung? Und in den Coleman-Barracks, gleich nach Beginn des »War on terror«? Wohin fährt Miss Bronx mit der 5R? Endlich kommt die 4. Ich besteige sie und reite mit zum Paradeplatz. Während der Fahrt schaue ich mir die Leute an. Eigentlich sind sie keine Arschlöcher, sie scheinen nur so, auf den ersten Blick. Die Frau mit der Schachtel sitzt schräg gegenüber. Sie ist alt – gebräuntes, faltiges Gesicht und fast gelbes Haar mit hennaroten Strähnen. Doch das faltige Gesicht ist nicht einfach faltig. Vielmehr ringeln sich die Falten mal fein, mal gröber quer zur Gesichtshaut von der höchsten Stelle der Stirn bis zum untersten Rand des Kinns – Jahresringe wie bei einem zersägten Baumstamm. Ihre Augen schimmern bräunlich. Sie trägt einen langen dunkelbraunen Rock und eine grellbunte Bluse mit großen violetten Blumenmustern. An den Füßen hat sie abgetragene Sandaletten und hellgrüne Socken. Eine solche Gestalt habe ich zuvor nicht für möglich gehalten.

Der Paradeplatz, ein Aushängeschild dieser Stadt, ist der schönste Niedriglohnsektor der Welt. Überall Subunternehmer und Ich-AGs. Man sieht den Leuten nicht an, ob sie arm sind oder nicht. Arbeitslos oder berufstätig, sie bevölkern das gepflegte